

Ernest Hubert, der Maler

Autor(en): **Kehrli, J.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 34

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646764>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ernest Hubert, „Portrait“. (Oelgemälde.)

stande war, die Leute neugierig, eifrig und erregt zu machen, es dies war, daß der Ring wiedergefunden und wieder verloren worden war, daß man Ingilbert tot im Walde gefunden hatte, und daß die Olsbyleute jetzt in dem Verdacht standen, sich den Ring angeeignet zu haben, und im Gefängnis saßen. Als die Kirchenbesucher Sonntag nachmittag heimgewandert kamen, konnte man sich kaum so lange gedulden, bis sie die Kirchenkleider abgelegt und einen Bissen genossen hatten, sie mußten gleich von allem erzählen, was ausgesagt, und allem, was eingestanden worden war, und was man wohl glaubte, zu welcher Strafe die Angeklagten verurteilt werden würden.

Es wurde von gar nichts anderem gesprochen. Jeden Abend hielt man in großen wie in kleinen Hütten, beim Tagelöhner wie beim Großbauer, am Herdfeuer Gerichtstag ab. Es war eine schaurige und seltsame Sache, und man konnte ihr schwer auf den Grund kommen. Es hielt nicht so leicht, ein entscheidendes Urteil zu fällen, denn es war schwer, ja fast unmöglich, zu glauben, daß die Ivarshöhne und ihr Pflegejohn einen Mann totgeschlagen haben sollten, um einen Ring an sich zu bringen, gleichviel wie kostbar er sein mochte.

Da war fürs erste Erik Ivarsson. Er war ein reicher Mann mit großen Feldern und vielen Häusern. Wenn er einen Fehler hatte, so war es dies, daß er so selbstbewußt war und allzuviel auf seine Ehre hielt. Aber gerade deshalb konnte man es so schwer in seinen Kopf bringen, daß

irgendein Kleinod auf der Welt ihn dazu vermocht haben sollte, eine unehrenhafte Handlung zu begehen.

Noch weniger konnte man seinen Bruder Ivar verdächtigen. Der war freilich arm, aber er wohnte bei dem Bruder und bekam von ihm alles, was er sich nur wünschen konnte. Er war so gutherzig, daß er all das, was sein gewesen war, hergegeben hatte. Wie sollte es einem solchen Manne in den Sinn kommen, zu morden und zu rauben?

Was Paul Eliasson betraf, so wußte man von ihm, daß er bei den Ivarshöhnen in hoher Gunst stand und Marit, Eriks Tochter, heimführen sollte, die die einzige Erbin des Vaters war. Sonst war er ja derjenige, den man am ehesten im Verdacht haben konnte, weil er ein geborener Russe war; und von den Russen wußte man ja, daß sie es für keine Sünde halten, zu stehlen. Ivar Ivarsson hatte ihn mitgebracht, als er aus der russischen Gefangenschaft zurückkam. Er war damals drei Jahre alt und elternlos und hätte im eigenen Land wohl Hungers sterben müssen. Nun war er doch in Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit aufgezogen und hatte sich immer gut betragen. Marit, Eriks Tochter, und er waren zusammen aufgewachsen, sie hatten sich immer geliebt, und es hätte sich schlecht gereimt, wenn ein Mann, den Glück und Reichtum erwartete, all dies aufs Spiel gesetzt hätte, indem er einen Ring stahl. —

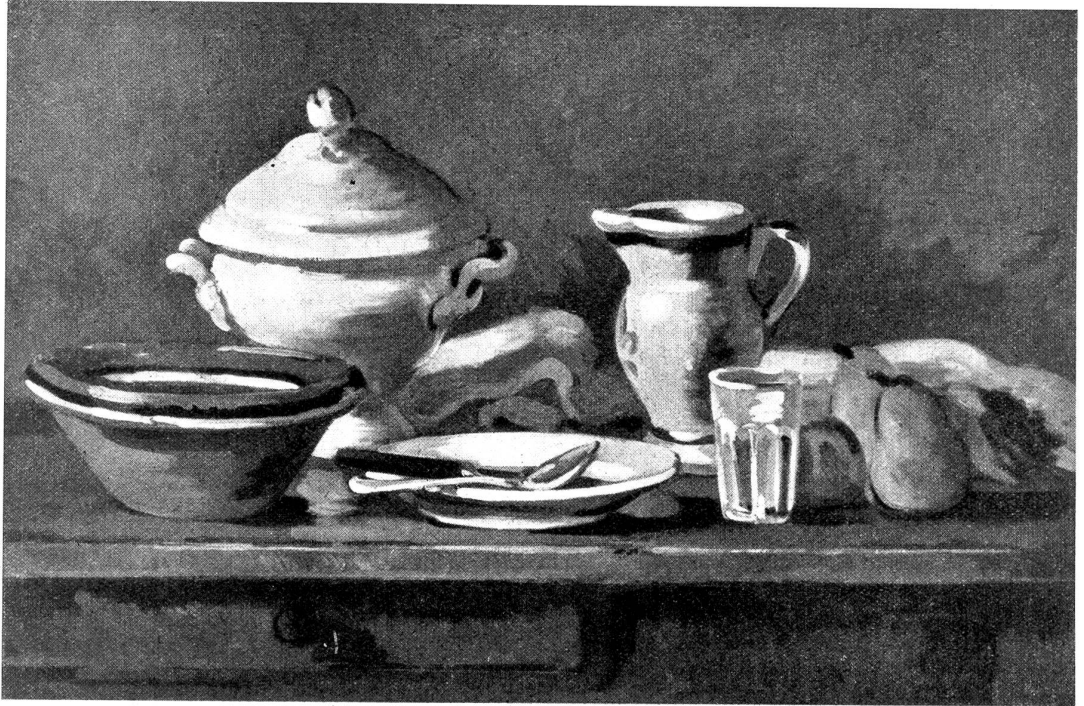
Aber andererseits mußte man an den General denken, den General, von dem man, seit man so klein war, singen und sagen gehört hatte, den Mann, den man so gut kannte wie seinen leiblichen Vater, den General, der groß und stark und glaubwürdig war, den General, der tot war, und dem man das Liebste gestohlen hatte, was er besaß. (Fortsetzung folgt.)

Ernest Hubert, der Maler.

Ernest Hubert (um sich von den andern Malern mit dem Namen Huber zu unterscheiden, zeichnet er seine Bilder mit Hubert) gehört zur mittleren Generation der in Paris lebenden Schweizerkünstler. Gebürtiger Thurgauer — aus einem Zweig der Berlegerfamilie Huber-Frauenfeld stammend — suchte er anfänglich den väterlichen Ueberlieferungen zu folgen: er wandte sich der Graphik zu. In Zürich, Hamburg, Genf bildet er sich aus. Er zeichnet und lernt die graphischen Techniken. Dann aber drängt es ihn — 23jährig — zur Malerei. Er siedelt nach Paris über. Die Tradition dieser Malerstadt nimmt ihn gefangen. Den Versuchen, nach dem Rezept eines Modemeisters zu arbeiten, sei es kubistisch, futuristisch oder sonst „istisch“, widersteht er. Er hat nur einen Ehrgeiz, ein Maler zu werden. Delacroix, dieser Zeichner und Maler, begeistert ihn; Corot sagt ihm viel. Im übrigen sucht er sich seinen Weg selbst.

Seine ersten Landschaften zeigen bereits jene gebrocheneren Töne, die für sein späteres Malen bestimmend sind. Zunächst allerdings ist er noch etwas zaghaft. Es widerstrebt ihm, mit billigen Effekten Scheinwirkungen zu erzielen. Das nur Impressionistische liegt ihm auch nicht. Tonwerte und Umrisse sind seine Komponenten. Seine Zeich-

nerische Schulung kann er nicht verleugnen. Wenn wir schon für eine Formel für ihn suchen wollen, so können wir uns auf Neu-Traditionalismus einigen. Die Erfahrungen der alten Meister mit dem Geist unserer Zeit zu vereinen, ist sein Ziel. Auf grau-rot-schwarz oder grau-grün, weiß-braun baut er mit Vorliebe seine Bilder auf. Wie er beispielsweise ein Grau zu einem satten Schwarz steigert, das zeugt für seine Sicherheit in der Farbgebung und seinen guten Geschmack. Die Landschaft, das Portrait und das Stilleben pflegt er. Seine Malereien blühen nicht; sie zeigen das ehrliche Bestreben, gut gemalt zu sein. Das macht uns diesen Künstler, der seit einigen Jahren mit einer Bernerin



Ernest Hubert, „Vaisselle“. (Oelgemälde.)

verheiratet ist, so sympathisch. Der Schreibende ist überzeugt, daß spätere Zeiten jede Malerei ablehnen werden, die auf billigen Effekten aufgebaut ist. Weil Hubert dies nicht macht, glauben wir an die Zukunft dieses Malers. Den Sommer verbringt er meistens in der Schweiz, mit Vorliebe an den Seen unseres Mittellandes. Das Atmosphärische einer Seelandschaft sagt seinem Empfinden besonders zu. Neben Del macht er oft und gerne in der Gouachetechnik. Wir kennen und schätzen auch Radierungen und Lithographien von ihm.

Wiederholt schon hat Ernest Hubert in der Schweiz und in Paris ausgestellt. Sammler und Sammlungen werden auf ihn aufmerksam; die Kritik spricht mit Achtung von ihm. Wir haben allen Grund, die Weiterentwicklung dieses Malers aufmerksam zu verfolgen. J. D. Kehrl.

Reiseeindrücke aus Spanien.

Von Elisabeth Streit-Bürki.

Ausflug nach San Sebastian.

Vom südfranzösischen Städtchen St. Jean de Luz aus fahre ich an einem sonnigen Septembertage nach San Sebastian. Nicht einmal eine Eisenbahnstunde sind die beiden Orte voneinander entfernt, und das Billet bekommt man beinahe geschenkt, so daß ich mir diesen Ausflug öfters schon gestattet habe und San Sebastian allmählich recht gut kennen lernte. In Irún muß immer umgestiegen werden. Kein ausländischer Eisenbahnwagen kann Spanien befahren. Spaniens Geleise liegen um etwa 40 Zentimeter weiter auseinander, als dies in andern Ländern üblich ist.

Heute sind wenig Reisende, so daß die Zollrevision nicht viel Zeit beansprucht und ich bald im sauberen spanischen Abteil sitze. Drüben, in einer Entfernung von ungefähr 2 Kilometern, liegt verträumt das alte Fuenterrabia mit seinem schmutzen runden Glockenturm und dem finsternen Castillo de Carlos V. Hinter dem Hügel, den das Städtchen bedeckt, weiß ich das Meer. Fuenterrabia ist das erste typisch spanische Städtchen, das ich kennen lernte, und es bezauberte mich immer wieder von neuem mit seinen steilen, engen Gäßchen, den hohen Häusern mit den in die Straße

vorspringenden Dächern, den vergitterten und stets verschlossenen Fenstern und den dunkeläugigen schüchtern-freudlichen Menschen.

Hektig gestikulierend treten zwei Männer in den Wagen und nehmen für Minuten meine Aufmerksamkeit gefangen. Ich sehe den Augenblick nahe, wo sich der kleinere auf den größeren stürzt, um ihm mit Gewalt seine Meinung aufzuzwingen. Verstehen kann ich kein Wort, denn sie sprechen baskisch, und diese Sprache hat keinerlei Verwandtschaft mit dem Französischen oder Spanischen. Es wird aber wohl um einen Stierkampf gehen, aus den drahtischen Gesten zu schließen, mit denen die Reden begleitet werden. Der kleine Mann ist furchtbar aufgeregt. Er springt alle Augenblicke von der Bank, stürzt sich mit beschwörenden Gebärden auf sein Gegenüber, schüttelt die Fäuste, stößt unartifizierte Laute durch die großen weißen Zähne und benimmt sich wie ein Irrsinniger. Plötzlich nickt sein Begleiter. Das genügt, um den Erregten zu beruhigen. Er bricht in kindliches, herzliches Lachen aus, umarmt den andern, und einträchtiglich fahren die zwei bis zur nächsten Station. Spanisches Temperament, denke ich dabei. Heißblütig und gutmütig in einem.

Bis San Sebastian bleibe ich allein. Ich wundere mich nicht weiter darüber, daß so wenig Menschen heute reisen. Man macht sich überhaupt über alles weniger Gedanken unter diesem südlich blauen Himmel und bei dem frohen, leichtlebigen Volk.

In San Sebastian eile ich auf dem kürzesten Weg zur Altstadt. Ich mag den modernen Stadtteil nicht leiden. Er ist so wenig spanisch als nur möglich: Hotels, Banken, Geschäftshäuser, genau gleich wie überall in Europas Großstädten. Aber die Altstadt hat ihre ausgesprochene Eigenart. Da sind die Gäßchen eng und winflig, da sieht man durch halbgeöffnete Türen in geheimnisvolle Höfchen; ab und zu findet man ein Tor mit wundervoller alter Schmiedearbeit, mit dicken Nägeln beschlagene Türen unter alten, in Stein gehauenen Torbögen. Die Fenster sind zum großen Teil vergittert. Frauen trifft man wenig auf der Straße, die Kinder eilen hastig und scheu vorbei.

Die Altstadt liegt am Fuße des Monte Urgull. Er